

An der Wende unseres Volkes.

Der Blick vieler ist heute rückwärts gewandt. In der Vergangenheit, deren Züge ihre Erinnerung verklärt, suchen sie einen Trost für das herbe Leid und die abgründige Schmach der Gegenwart. Zu tief hat der Zusammenbruch unseres Volkes in ihre Herzen geschnitten, zu grausam hat die Revolution in ihre Empfindungswelt hineingegriffen und alle ihre Vorstellungen verwirrt. Sie können und wollen sich nicht von dem trennen, was zu ihrem namenlosen Entsetzen vor ihren Augen versank, und woran sie aus Überzeugung und Gewohnheit mit heißer Liebe hingen. Dem Neuen stehen sie innerlich völlig fremd und ablehnend gegenüber. Wie mit toten Augen sehen sie auf das Getriebe, das sich rings um sie her abspielt. Ein stummer, starrer Schmerz hat sich ihrer bemächtigt. Trauer und Wehmut sind ihre Grundstimmung. Ihre Herzen bluten; sie weinen ein tränenloses Weinen. Ihre ganze Lebensweisheit ist eine tatenlose Resignation.

In die Seelen anderer dagegen frisst sich die Wut, die Erbitterung immer tiefer. Sie haben im Felde oder in der Heimat auf ihrem Posten gestanden als Männer der Pflicht und Arbeit. Aber sie haben es mit ansehen müssen, wie in den Revolutionstagen hergelaufene Schwärzer und Gefindel aller Art sich daran machten, den kunstvollen Bau eines großen Reiches und Heeres zu zerstören und ihr eigenes Volk wehrlos den Raubgelüsten übermächtiger Feinde preiszugeben. Jüngst noch wurde in dem Prozesse gegen den Grafen Arco das Bild von dem Ende des Leibregiments vor dem Gerichte entrollt, wie dieses Regiment, das sich auf allen Kriegsschauplätzen ruhmvollst geschlagen hatte, bei der Rückkehr in die Heimat von verkommenen Subjekten empfangen, aufgehebt, von seinen Offizieren getrennt, kurz, systematisch korrumpiert wurde. Solche und ähnliche Revolutionszzenen haften im Gedächtnisse vieler und treiben ihnen immer wieder die Scham- und Zornesröte in die Wangen. Was waren wir, und was sind wir heute? Schroffste Gegnerschaft gegen alles, was auch nur entfernt an die Revolution gemahnt oder von ihr herrührt, ist daher ihr unentwegter Wahlspruch. Die ganze Richtung paßt ihnen nicht. Leidenschaftlichste Kritik alles dessen, was nach dem 9. November 1918 geschah, ist ihre einzige

Erleichterung, und da es im neuen Deutschland keinesfalls an Stoff zur Unzufriedenheit fehlt, kann es nicht wundernehmen, daß diese scharfe Kritik weiten Anklang findet, zumal da die neuen Verhältnisse auch große wirtschaftliche Not in viele Kreise gebracht haben. Diese Verstimmung steigert sich nicht selten bis zur Verzweiflung, die auch die letzten Reste der bestehenden Ordnung mit einer grimmigen Schadenfreude versinken sehen möchte, da ja doch alles verloren sei.

Was dieser Verbitterung immer neue Nahrung zuführt, ist der Anblick, den unser Volk wenigstens an der Oberfläche darbietet. Dieses Volk scheint in der Tat von dem Ernste der Stunde nichts zu ahnen. Während alle Einsichtigen immer wieder die Notwendigkeit angestrengtester Arbeit betonen, lassen sich die Massen von einem Streik in den andern treiben, träumen von Verkürzung der Arbeitszeit bei steigenden Löhnen und huldigen einer Vergnügungssucht, die alle Schranken der Zucht und Sitte durchbricht. Wer sollte für ein solches Volk noch arbeiten wollen? Ist nicht dieses ganze Gebaren ein Hohn auf die gepriesene politische Reife, ein Zerrbild der Demokratie? Gebührte einem solchen Volke nicht vielmehr die Anute des Zartismus oder die „eiserne Disziplin“, mit der in Rußland jetzt Lenin und Trotzki den „widerspruchslosen Gehorsam“ der Arbeiter erzwingen?

Wer das Menschenherz kennt, wird diese Stimmungen verstehen. Wenn schon nach einem verlorenen Prozesse die unterlegene Partei sich in einer gereizten Stimmung befindet, die sich in Selbstvorfürfen über etwa begangene Versäumnisse und noch mehr in Anklagen gegen andere Luft macht, so gilt das weit mehr für unser Volk, das die furchtbaren Erlebnisse des Krieges, des Zusammenbruchs und der Revolution noch nicht verwunden hat. Zwar nimmt die Unzufriedenheit in den einzelnen Ständen verschiedene Formen an, aber unzufrieden sind sie alle. Und da wandern die Gedanken immer wieder rückwärts, um die Ursachen des ganzen Elendes aufzuspüren, die Verräter und Volksverderber herauszufinden und an den Pranger zu stellen. Bei Tag und Nacht zermartert das Gehirn sich mit tausend Wenn und Aber, mit all den verpaßten Gelegenheiten und Möglichkeiten. Alles vergebens; denn ewig still steht die Vergangenheit. Aber das Herz saugt sich bei diesen unnützen Grübeleien voll mit immer neuem Leid und neuer Bitterkeit.

Dieser Weg ist also aussichtslos; er ist kein Weg zur Höhe, zur Erlösung. Heute können uns weder weiche Wehleidigkeit noch verbitterte Mörgelei helfen, sondern nur schaffende, aufbauende Arbeit. Über den Schutt der Vergangenheit müssen alle Gutgesinnten sich die Hände reichen

und durch starkmütigen Entschluß den Schmerz des Innern überwinden. Das Herz muß trotz des inneren Widerstrebens dieses schwere Opfer bringen, weil der Verstand, dem die Führung zusteht, es gebietet. Was not tut und uns retten wird, ist die klare Erkenntnis unserer Lage und der Mittel zu ihrer Besserung sowie der feste Wille, diese Mittel anzuwenden.

Die nüchterne Erfassung der Wirklichkeit ohne blauen Rand und ohne künstliche Belichtung ist die Voraussetzung unserer Rettung. In dieser Hinsicht können wir den Ernst unserer Lage und die traurige Verfassung unseres Volkes kaum übertreiben. Gestehen wir es offen: der Anblick unseres Volkes ist fast zum Verzweifeln. Wir wollen dabei ganz absehen von seiner außenpolitischen Lage, die durch die überaus harten Friedensbedingungen bestimmt ist, deren Schwere den meisten noch gar nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Der Friede von Versailles ist der bis ins Kleinste berechnete Plan, ein großes, lebenskräftiges Volk zum Verbluten zu bringen und ihm auch die äußerste Schmach nicht zu ersparen. Aber in welcher Verfassung findet dieser Friede unser Volk im Innern? In einem Augenblicke, in dem Besonnenheit und Selbstzucht notwendiger denn je wären, sehen wir die großen Massen von einem Wahnsinn befallen, der jedes Verständnis für politische und wirtschaftliche Zusammenhänge vermissen läßt. Von den Männern aber, die zur geistigen Führung unseres Volkes befähigt wären, stehen viele, während die Mittelmäßigkeit sich breit macht, in freiwilliger oder unfreiwilliger Tatenlosigkeit zur Seite, oder sie vergeuden ihre Kräfte in leidenschaftlichem Bruderkampfe, im Streite um Dinge, die nicht mehr zu ändern sind.

Die Tatsache, daß es sich so verhält, ist nicht zu leugnen, und doch müssen wir uns vor allzu strengem Urteil hüten. Trotz der häßlichen Vorkommnisse, die wir besonders seit der Revolution erlebten, dürfen wir unserem Volke ein gut Teil Mitleid nicht versagen. Über dieses Volk ist eine wahre Sintflut hereingebrochen. Es ist aus allen Wolken gefallen und findet sich in den neuen Verhältnissen noch nicht zurecht. Dabei fehlt ihm jetzt eine feste, starke Autorität, an die es von jeher gewohnt war. Wie ein steuerloses Schiff von Wind und Wellen, werden die Volksmassen von ihren Launen und Trieben und von gewissenlosen Hezern hin und her geworfen. Vergangenheit und Gegenwart wetteifern, dieses Volk zu verwirren und nicht zu ruhiger Besinnung kommen zu lassen. Dieses Volk ist an seinen alten Führern irre geworden, und es hat keine neuen großen Führer, aber zahllose Verführer gefunden. Während des Krieges

hat es im Felde und in der Heimat Unsägliches erlebt und erlitten — um des „Siegfriedens“ willen, der ihm zum Frieden der Schmach wurde. Es wollte nach dem Kriege sich erholen und etwas auf seinen Vorbeeren ausruhen, und nun sieht es eine Zukunft vor sich, die nur Mühe und Arbeit verspricht. Daher der geradezu krankhafte Vergnügungstaumel. Es ist Siegeseinzug-Ersatz. Dazu nehme man die geistige Belastung mit einer jahrzehntelangen sozialistischen Agitation, die, rein negativ eingestellt, nach dem Sturze des Bestehenden goldene Berge versprach und naturgemäß den Blick für die wirklichen Verhältnisse umnebeln mußte. Dieses Volk ist unterernährt, darbt und friert, kämpft um das Notwendigste, während es zugleich das verschwenderische Genußleben der reichgewordenen Schieber und Wucherer sieht, dieser widerwärtigsten „Aristokratie“, die je erstanden ist, und gegen die unsere Demokratie noch hilfloser ist als der alte „Obrigkeitsstaat“.

Es ist daher nicht zu verwundern, wenn unser Volk unter diesen gewaltigen Schicksalsschlägen sein seelisches Gleichgewicht verlor und heute den Eindruck eines geistig Verstörten macht. Damit soll nicht die Schuld geleugnet werden, wo sie vorhanden ist, aber wir müssen uns doch erst in die Lage und Empfindung unseres Volkes hineindenken, „einfühlen“, wenn wir ihm wirklich helfen und es retten wollen.

Wie krank das deutsche Volk auch sein mag, Gott Dank sind noch eine große Zahl von Ärzten, Pflegern und Pflegerinnen vorhanden, die den Verstand behalten haben. Neben dem Deutschland, das lärmt und schwagt und tanzt, gibt es noch ein anderes Deutschland, das schweigt und arbeitet und rettet, was zu retten ist. Ein Volk, das in der unmittelbaren Vergangenheit so Großes, fast Übermenschliches in Taten und Leiden vollbracht hat, kann noch nicht für den Untergang reif sein. Es birgt noch genug positiv gerichtete Kräfte. Von ihnen muß die Heilung ausgehen. Aber nur der gemeinsamen, vertrauensvollen Arbeit aller Gutgesinnten wird sie gelingen. An die Stelle des haßerfüllten Bruderkampfes, der unser Volk und auch die Besten aus ihm mit leidenschaftlicher Erbitterung erfüllt, muß daher die aufbauende Arbeit treten, die versöhnt, mäßigt und eint, wollen wir nicht mit offenen Augen dem Abgrunde entgegengehen. Bei aller Aufrechterhaltung und Betonung der sachlichen Gegensätze sollte ein Burgfrieden der Arbeit geschlossen werden zwischen allen, die es ehrlich mit der Gesundung unseres Volkes meinen. Die Bedingungen dieses Friedens wären etwa folgende, die jeder Einsichtige als billig anerkennen muß.

Zunächst Zurückstellung aller Fragen, die für unsere gegenwärtigen Aufgaben ohne praktische Bedeutung sind. Dahin gehört der Streit über die Vergangenheit. Wer an dem Zusammenbruch schuld ist, ist für uns weit weniger wichtig als die Frage, wie wir aus ihm herauskommen. Zu einer gerechten Beurteilung der Schuldfrage fehlen uns die Ruhe und der Abstand. Selbst wenn alle Archive der ganzen Welt sich öffneten, würde genau der gleiche Streit über die Auslegung der Akten und die mutmaßlichen Entwicklungsmöglichkeiten der Vergangenheit weitergehen. Von Enthüllungen und Sensationen ist daher nichts für unser öffentliches Leben und unsere Zukunft zu hoffen. Geschichtliche, sachlich gehaltene Untersuchungen über die Ursachen unserer Niederlage können unsere Selbsterkenntnis fördern und zur Besserung beitragen, leidenschaftliche Partei-schriften fügen nur neuen Zündstoff zu dem alten. In gewisser Hinsicht sind wir ja alle schuldig an unserem Unglück; die Selbstsucht hatte schließlich in den weitesten Kreisen den Gemeinsinn getötet. Das eigene Gewissen zu erforschen, ist immer nützlicher als das der andern.

Zu den Gegenständen ohne unmittelbare praktische Bedeutung gehört auch der Streit über die Verfassungsfrage. In der Revolution wäre es Recht und Pflicht der Fürsten, der Behörden und der Bürger gewesen, Gewalt durch Gewalt zu brechen und die Entscheidung über Monarchie oder Republik nicht der Straße zu überlassen. Aber jetzt sind alle flammenden Proteste und Demonstrationen zwecklos, zumal nachdem das Volk in seiner überwiegenden Mehrheit durch seine in freier Wahl gewählten Vertreter sich für die Republik ausgesprochen hat. Jetzt gilt es, vor allem ein geordnetes Staatswesen wieder aufzubauen, das uns Rechtssicherheit und Lebensmöglichkeit gewährleistet. Eine monarchische Bewegung würde heute, selbst wenn sie im Innern siegreich wäre, an dem Widerspruche der Entente scheitern, der wir nun einmal nicht ohne unsere Schuld wehrlos ausgeliefert sind. Es hat keinen Zweck, vor dieser brutalen Tatsache die Augen zu verschließen. Die Frage, ob Republik oder Monarchie, können wir also ruhig der Zukunft überlassen. Schließlich wird auch das Volk der Denker und Dichter die Entscheidung über seine Verfassung nicht nach Schlagwörtern treffen, sondern nach der Erfahrung, welche Verfassung sich ihm als die bessere erweist. Übertreibungen nach der einen wie nach der andern Seite sind dabei zu meiden. Gewiß, was wir bisher an Demokratie in Deutschland erlebt haben, ist nicht sehr verlockend. Aber wer sich heute der Mühe unterziehen wollte, die Zeitungen und Schriften

der Vorkriegszeit zu durchblättern, würde finden, daß auch damals unter der Monarchie nicht alles golden war, sondern eine weitverbreitete, tiefgehende Unzufriedenheit durch unser Volk ging. Es fehlte uns damals ebensowohl das rechte Augenmaß für unser Glück, wie es uns heute für unser Unglück fehlt. Wichtiger als die äußere Form der Verfassung ist immer der Geist, der sie beseelt und ins Leben überträgt.

Gewiß hätten das Unrecht und die Verderblichkeit der Revolution schärfer hervorgehoben werden können, gewiß hätte sich der Abschied von der Monarchie in weiten bürgerlichen Kreisen charaktervoller vollziehen dürfen. Die Schnelligkeit, mit der so viele nach der Revolution ihr republikanisches Herz entdeckten, verriet, daß ihre monarchische Treue nicht allzu tief wurzelte. Aber das gehört nun auch der Vergangenheit an, die nicht mehr zu ändern ist.

So schmerzlich es für viele sein mag, heute und voraussichtlich auf längere Zeit kommt für Deutschland praktisch nur die Republik in Frage. Sie muß daher die verfassungsmäßige Grundlage unserer öffentlichen Arbeit bilden. Wir können erfolgreich nur wirken auf Grund der Verhältnisse, wie sie sind, nicht wie wir sie wünschen. Seine Ideale braucht niemand zu verleugnen. Er mag sich in Feierstunden in ihr liches Reich zurückziehen. Aber bei der Arbeit müssen wir mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit stehen und mit den gegebenen Tatsachen rechnen.

Daraus ergibt sich von selbst die Folgerung, daß alle Kämpfe um die Macht im Staate nur in verfassungsmäßiger Weise ausgetragen werden dürfen. Daher schärfste Bekämpfung aller Putschversuche von rechts oder links. Die Regierung muß der Unterstützung aller Gutgesinnten ohne Unterschied der Partei sicher sein, wenn sie für den Schutz der Verfassung und der Ordnung eintritt. Als Feinde des Vaterlandes sind besonders jene gewerbmäßigen Hezer und Verbrecher zu betrachten und zu behandeln, die mit List und Gewalt das politische und wirtschaftliche Leben immerfort bedrohen. Es hat keinen Sinn und Verstand, von oben herab die beständigen Störungen der Ordnung zu beklagen, aber die Unruhestifter ungehindert ihre Giftsaat ausstreuen zu lassen. Es widerspricht jeder Gerechtigkeit, bei Unruhen die Opfer der Verhezung einzusperren oder niederzuschießen, dagegen die Verführer in voller Freiheit zu lassen. Der Schlange muß man das Haupt zertreten.

Der Burgfrieden der Arbeit erfordert weiter dringend die Einstellung der gehässigen Kampfesweise, die heute das deutsche Volk zerreißt.

In den vergangenen Monaten sind wir Zeugen eines leidenschaftlichen Hasses gewesen, der ein geradezu heidnisches Gepräge trägt und nur ein neuer Beweis für die Entchristlichung weiter Volkskreise ist. Wie sehr ist doch das Ethos aus unserem öffentlichen Leben geschwunden! Solcher Kampf, wie wir ihn gesehen, ist nicht der Vater, sondern der Zerstörer aller Dinge. Wem es nur um die Vertretung einer guten Sache zu tun ist, wird die gemeinen Waffen der Lüge und der Verleumdung verschmähen und sich bestreben, auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne sich an seiner Person in Wort oder Tat zu vergreifen. Wer seine Gedanken nicht auf Eis kühlen, d. h. seine Leidenschaften nicht bezähmen kann, für den sollte es im öffentlichen Leben keinen Platz geben; insbesondere sind die schwierigen Aufgaben der Gegenwart kein Arbeitsfeld für Heißsporne und Phantasten, denen das rechte Ausmaß für die Wirklichkeit fehlt.

Der Burgfrieden der Arbeit muß endlich, wie schon sein Name sagt, auf die Wiederbelebung der Arbeit gerichtet sein. Über die Notwendigkeit der Arbeit zur Wiederherstellung Deutschlands ist so viel geredet und geschrieben worden, daß darüber kein Wort zu verlieren ist. Das Wichtigste dabei ist, in uns selbst den Willen zur Arbeit zu wecken; denn an diesem Willen hat es vielfach gefehlt. Das gilt auch von vielen, die es gut mit unserem Volke meinen. Schlimmer als die äußeren Verhältnisse ist dieses innere Versagen, die Hoffnungslosigkeit, die sich wie ein Leichentuch auf alle Arbeit und auf jeden Versuch der Rettung legt. Dieser dumpfen Verzweiflung müssen wir unsere Seele entreißen; denn sie erstickt jeden Wagemut im Keime. „Wer sich entschließen kann, besiegt den Schmerz“ (Goethe, Torq. Tasso III 2).

Es gibt heute so manche, die von irgendeinem künftigen Ereignisse, von irgendeinem plötzlich erscheinenden Heros die Errettung aus unserer traurigen Lage erhoffen oder vielmehr erträumen. Sie werden vergebens warten. Der Umschurz konnte über Nacht kommen, der Wiederaufbau wird nur die Frucht langer, mühseliger, entsagungsvoller Arbeit sein. Keine Macht der Erde kann mit einem Schlage unser Schicksal wenden; denn die Verhältnisse sind nun einmal stärker als die Menschen. Und was ein vierjähriger Weltkrieg, Zusammenbruch und Revolution an materiellen und sittlichen Werten vernichtet haben, läßt sich nicht in kurzer Zeit ersetzen. Wir brauchen daher heute Männer, die fest und mutig in die Ruder greifen und den Kampf mit Wind und Wellen wagen. Mag der Sturm sie auch immer wieder zurückschleudern in die hochgehende See, sie lassen

nicht ab in ihrer harten Arbeit. So hielten es einst unsere tapfern Soldaten in ihrer besten Zeit. Hatte das Artilleriefeuer des Feindes ihre Gräben eingeebnet, dann nahmen sie alsbald den Spaten zur Hand und hoben die alte Stellung wieder aus, mochte dasselbe Spiel sich noch so oft erneuern. Auch uns wird in Zukunft das Übelwollen der Feinde und der Unverstand des eigenen Volkes so manche Arbeit zunichte machen; sie behält deshalb doch ihren Wert: vor uns, die sie vor der Verzeiwung bewahrt, und vor Gott, der den guten Willen für die Tat nimmt und auch die erfolglose Mühe lohnt.

Das Gebot der Arbeit bezieht sich zunächst auf die private berufliche Tätigkeit. Das gute Beispiel ist heute von größter Bedeutung; denn höher als das beredte Wort steht die schweigsame Tat. Jeder sollte daher pflichttreu seinen Posten ausfüllen und damit seinen Teil zur wirtschaftlichen Gesundung des Landes beitragen. Aber auch das Wort muß in den gleichen Dienst gestellt werden. Bei der Verwirrung des Volksgewissens ist heute eine großzügige, bis ins kleinste Dorf sich erstreckende Aufklärungstätigkeit unbedingt notwendig. Die Torheit einer Behauptung entbindet nicht von der Pflicht, sie zu widerlegen; denn auch das Dümme wird von vielen geglaubt und verdreht die Köpfe. Es gilt, das Volk von seinen schlimmsten Feinden, den gewissenlosen Hezern, zu befreien. Man soll diese nicht ruhig reden lassen, sondern ihnen immer und überall entgegentreten: in den Werkstätten, auf der Straße, in der Eisenbahn und in den Wirtschaften; denn allüberall wird Mann gegen Mann der Kampf um die Seele des Volkes ausgefochten. Immer wieder muß das sittliche Verantwortungsgefühl aller gegenüber der Gesamtheit angerufen und eingeschärft werden¹. Man muß das Volk auf den Abgrund hinweisen, dem uns die Arbeitsunlust und die schrankenlose Selbstsucht einzelner Berufsstände entgegentreiben. Auch dem beschränktesten Arbeiter sollte es doch allmählich einleuchten, daß gewaltsame Eingriffe wohl Werte zerstören, aber die Gesetze des wirtschaftlichen Lebens nicht willkürlich ändern oder ihren Zusammenhang aufheben können, daß die erzwungenen Lohnerhöhungen automatisch durch das Steigen der Lebensmittelpreise wieder ausgeglichen werden, daß somit der Streik, jedenfalls unter den heutigen Verhältnissen, keine wirtschaftliche Waffe, sondern eine gegen die Wirtschaft selbst gerichtete Waffe ist. Diese Selbstverständlichkeiten müssen mit einer ausdauernden

¹ Schon Aristoteles bemerkt, man könne sein eigenes Wohl nicht schaffen, wenn man das des Staates vernachlässige (Eth. Nic. 6, 8).

Eindringlichkeit so lange verbreitet werden, bis auch die ganz Tauben und Blinden unter den Arbeitern ihre Richtigkeit einsehen. Dabei unterlasse man aus Liebe zur Sache scharfe Ausdrücke über die Arbeiterschaft und beachte wohl, daß der verrohende oder doch abstumpfende Kriegsbetrieb in vielen den Sinn für Ordnung und Arbeit vernichtet hat.

Der Krieg war in seiner tatsächlichen Wirkung für Millionen Männer eine Gewöhnung an den Müßiggang. Wenn auch der Grad dieses Müßiggangs bei den einzelnen Truppenteilen verschieden war, so verlief das Leben der Soldaten doch allzusehr mit dem Postenschieben und — Warten. („Die meiste Zeit seines Lebens — wartet der Soldat vergebens.“) Jedenfalls ging bei der großen Mehrzahl das Interesse an der Arbeit verloren, und die ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf Verringerung des Dienstes und Verbesserung der Verpflegung¹. Daß ein solches Geschlecht aus dem jahrelangen geschäftigen Müßiggang nicht augenblicklich zu einer angespannten Arbeitsweise übergeht, sondern für die Umstellung Zeit braucht, ist nicht zu verwundern, wenn die Frist beim deutschen Volke auch reichlich lange auszufallen scheint. Es darf ferner nicht übersehen werden, daß auch die Unterernährung die Leistungsfähigkeit der Arbeiter beeinträchtigt.

Die Wiedererneuerung des wirtschaftlichen Lebens fordert unbedingt den entschlossenen Kampf gegen alle Schmarotzer und Schädlinge. Hierhin gehören die Arbeitscheuen aus dem werktätigen Volke, die in der neuen demokratischen Freiheit einen Rechtstitel sehen, die Arbeit durch Schwächen und Agitation zu ersetzen, oder die auf Kosten der Gesamtheit die Arbeitslosigkeit als freigewählten Beruf betreiben. Hierhin gehören vor allem die Schieber und Wucherer, die durch Verteuerung der notwendigsten Lebensmittel und Gebrauchsgegenstände sich ohne ernste Arbeit große, ja fabelhafte Gewinne zu verschaffen wissen und im eigentlichen Sinne des Wortes Blutsauger des Volkes sind. Bei dem unerhörten Daseinskampfe, den unser Volk zu führen hat, kann keine Strafe für diesen Frevel am Volkswohl zu schwer sein. Hier heißt es, fest zupacken und besonders die großen Diebe und Hehler fassen; man strafe sie aufs empfindlichste an dem Mammon, den sie als ihren Gott verehren. Die gleiche Schärfe des Gesetzes gebührt den pflichtvergessenen Beamten, die ihre Stellung zur Begünstigung von Schiebergeschäften mißbrauchen. Freilich lassen sich die eingerissenen Mißstände nicht von heute auf morgen beseitigen, aber wir müssen doch bestrebt sein, wenigstens allmählich Ehrlichkeit und Redlichkeit wieder in Handel und Verkehr einzuführen, wollen wir nicht an dieser wirtschaftlichen Verderbnis zugrunde gehen.

In gleich entschiedener Weise ist der öffentlichen Vergnügungssucht entgegenzuwirken, die unser Volk der ernsten Arbeit entzieht und es an Leib und Seele schädigt. Wozu sollen wir untätig zusehen, daß das Volk sein Geld denen zuträgt, die aus seiner Enttötlichung ein Gewerbe machen? Steht nicht das Wohl des Volkes höher als die „Freiheit“ einer entarteten Kunst? Ist es nicht beschämend, wenn Fremde nach dem äußeren Eindruck unserer Städte urteilen, wir seien ein Volk, das sich amüßert,

¹ Das Echo lautet heute entsprechend: kürzere Arbeitszeit und höhere Löhne!

während in Wahrheit die bitterste Not Millionen unserer Volksgenossen drückt und der Hunger aus den hohlen Augen unserer Kinder und Greise spricht? Wenn breite Massen das Empfinden für den Ernst der Stunde und für nationale Würde verloren haben, so wäre es Aufgabe der Behörden, ihnen dieses Empfinden durch gesetzgeberische Maßnahmen beizubringen und wenigstens die größten Auswüchse zu unterdrücken.

Was von dem wirtschaftlichen Gebiete gesagt ist, gilt auch für das politische Leben: Die Gesundung ist nur von unserer eigenen Arbeit zu erhoffen. Wohl ist es wahr, daß heute vielen das öffentliche Leben zum Ekel geworden ist, und es wäre in der That eine übermenschliche Forderung, wollte man von ihnen unter den jetzigen Verhältnissen eine freudige Mitarbeit verlangen. Aber die Mitarbeit aus Pflicht muß gefordert werden. Das Beispiel des greisen Feldherrn, der seine Dienste der Revolutionsregierung zur Verfügung stellte, um das deutsche Heer geordnet in die Heimat zurückzuführen, kann uns diese sich selbst verleugnende Liebe zum Volke lehren. Wer sich verärgert und verbittert vom Kampffelde des Lebens zurückzieht, muß es sich selbst zuschreiben, wenn die Dinge einen ihm unwillkommenen Verlauf nehmen und auch seine eigenen Rechte nicht zur Geltung kommen. Was der Römer von dem Zivilrechte sagte: *Ius civile vigilantibus scriptum est*, das gilt auch von dem Recht im öffentlichen Leben. Dem Schlafenden und Tatenlosen geht es verloren. Die erste Vorbedingung des Sieges ist, auf dem Kampfplatze zu erscheinen. Wer heute glaubt, daß der Kurs des Staatschiffes mehr nach rechts gedreht werden muß, soll sich mit seinen Gefinnungsgenossen in die Ruder werfen und diese Wendung bewirken und sie nicht von einem günstigen Winde erwarten. Je mehr von den bewährten Einrichtungen des alten Staates abzubröckeln droht, um so mehr sollten alle, die nicht in gewalttätigem Zerstören, sondern in organischer Weiterbildung das Heil des Staates erkennen, sie zu stützen und zu erhalten streben.

Es liegt nahe, in diesem Zusammenhange einen Blick auf die politischen Parteien zu werfen, die im wesentlichen dieselben geblieben sind wie vor dem Umsturz; sie sind noch wie vor der Ausdruck der gleichen Gefinnungen und Bestrebungen, mögen sie auch ihre Namen gewechselt haben. Die Revolution konnte wohl die Verfassung umstoßen, aber nicht die Menschen umwandeln noch die Natur der Dinge ändern. Es finden sich daher auch in den heutigen Parteien die alten Gegensätze in der Weltanschauung wieder. Keine Weltanschauung wird auf ihre Vertretung im öffentlichen Leben verzichten wollen, zumal in der Demokratie mit ihrer Unbeständigkeit in Re-

gierung und Mehrheitsbildung. Daher müssen auch die deutschen Katholiken auf eine starke politische Vertretung ihrer Rechte bedacht sein. Über das Wie werden in unserer bewegten Zeit die Ansichten leicht auseinandergehen. Je tüchtiger jemand ist, um so schwerer wird er sich einer Parteischablone fügen; wer gewohnt ist, sich selbständig ein Urteil zu bilden, wird nie eine Partei finden, mit deren Führung er bis in jede Einzelheit übereinstimmt. Er wird aber, wenn er verständig ist, alles in allem nehmen und nach der Grundrichtung sich entscheiden. Die große Mehrheit der deutschen Katholiken hat sich eine politische Vertretung geschaffen, deren große Traditionen eine Gewähr für die Innehaltung der rechten Mitte bieten. Es wäre angesichts der herausziehenden Gefahren für Kirche und Schule ein verhängnisvolles Unterfangen, aus augenblicklicher Verärgerung heraus eine Partei zu schwächen, die sich als das stärkste Bollwerk zum Schutze der Religion und damit auch der Volkswohlfahrt erwiesen hat, und für die ein wirksamer Ersatz nicht vorhanden ist. Damit soll dieser Partei nicht Unfehlbarkeit zugesprochen werden. Dem rückschauenden Betrachter wird es immer leicht sein, Fehler festzustellen und den handelnden Persönlichkeiten nachträglich das Pensum zu korrigieren. Aber wer sich hineindenkt in die ungeheure Verwirrung, die der Zusammenbruch und die Revolution angerichtet hatten, wird den Männern, die in schwerster Zeit die Verantwortung für die Rettung des Vaterlandes trugen, die Anerkennung nicht versagen oder doch für etwaige Mißgriffe mildernde Umstände zubilligen. Ist ein Riesenbrand zu löschen, dann werden auch bei der bestgeschulten Feuerwehr manche Fehler unterlaufen.

Man darf deshalb zu den führenden Männern auch das Vertrauen haben, daß sie sich allzeit des feinen, aber tiefgehenden Unterschiedes zwischen Demokratie und Demagogie bewußt bleiben, und daß sie die Umwandlung der Partei in eine reine Arbeiterpartei ebenso zu vermeiden wissen werden wie die Gefahr einer Ideengemeinschaft mit der Sozialdemokratie, wenn auch nur dem Scheine nach. Positive Mitarbeit, nicht aber verbitterte und verbitternde Kritik muß auch hier die Lösung sein.

Mit diesen Ausführungen sind wir schon über den Gedanken des Burgfriedens der Arbeit hinweggeschritten und haben das weite Gebiet der Weltanschauung betreten. Wie von selbst ergab sich dieser Übergang. Mit dem Burgfrieden der Arbeit wäre freilich schon viel gewonnen. Aber wer die Übel unserer Zeit an der Wurzel fassen will, muß tiefer graben. Er muß unserem Volke den religiösen und sittlichen Halt wiedergeben,

den es zum großen Teil verloren hat. In diesem Sinne läßt sich auch auf unser Geschlecht das Wort anwenden, das Fichte¹ nach dem Jahre 1806 niederschrieb: „Aus nichts wird nichts; auch gibt es keinen Sprung zwischen durchaus entgegengesetzten Zuständen. Darum glaube ich immerfort, daß ohne eine völlige Umschaffung unseres ganzen Sinnes, d. h. ohne eine durchgreifende Erziehung, aus keinem günstigen oder ungünstigen Erfolge für uns Heil zu erwarten ist.“ Unser Volk braucht eine Lebensauffassung, aus der es Mut für seine gewaltigen Aufgaben und Trost für seine Leiden schöpfen kann. Alle, die seinen Blick auf diese armselige Erde einschränken, treiben den Stachel der Unzufriedenheit immer tiefer in seine Seele, und wer ihm den Himmel hienieden verheißt, kann nur Enttäuschung und Verzweiflung wecken. Sollte nicht das große Leid unserer Tage das Verständnis für die überragende Bedeutung des Christentums öffnen? Ist nicht das Christentum die Religion der Müsseligen und Beladenen, die uns lehrt, aus der Not eine Tugend zu machen, und die auch unter Tränen Frieden und Freude spenden kann? Wir sind ein armes Volk geworden. Unser Wohlstand, unsere nationale Ehre und Macht sind vernichtet. Die Zukunft liegt vor uns wie ein harter Frondienst. Sollten wir in einer solchen Zeit uns nicht bemühen, reicher zu werden an den Schätzen, die Rost und Motten nicht verzehren, und die doch den eigentlichen Wert des Menschen ausmachen? Mögen uns alle Wege zum Glücke versperrt sein, mögen innere und äußere Feinde uns bedrängen, die königliche Straße des Kreuzes steht uns offen. Wohl uns, wenn wir sie betreten in vertrauendem Hinblick auf den Urheber und Vollender unseres Glaubens, der selbst statt der Freude das Kreuz und statt der Ehre die Schmach wählte (Hebr. 12, 2). Wenn wir sein Kreuz und seine Lehre von uns stoßen, werden wir das Leid gewiß nicht aus der Welt schaffen; es wird nur drückender und schwerer werden — ein Leiden in ewiger Nacht, ohne Hoffnung, ohne Frieden.

So ist die Not unserer Tage ein gewaltiger Weckruf, die reichen religiösen und sittlichen Kräfte des Christentums neu zu beleben und für die Wiederaufrichtung unseres zu Boden geworfenen Volkes nutzbar zu machen. Die große christliche Opferidee muß in den Mittelpunkt unseres Lebens gerückt werden; denn „es bleibt die tiefste geschichtsphilosophische Wahrheit: die Völker leben dadurch, daß die Besten und Selbstlosesten, die Kräftigsten

¹ Sämtliche Werke VII (Berlin 1846) XII.

und Reinsten sich selbst zum Opfer darboten. Was die Menschheit an höchsten Gütern besitzt, durch solche ist es erworben.“¹ Es gibt für die einzelnen wie für die Völker keinen andern Weg des Heiles als den des Opfers, des Kreuzes. Je fremder, unverständlicher dieser Gedanke der modernen Welt geworden ist, um so nachdrücklicher ist er ihrem Gedächtnisse einzuprägen. Wer sich und andere retten will, der sei bereit, zu opfern.

Gerade der schneidende Widerspruch, in dem diese Idee zu dem Geiste der heutigen Zeit, ihrer Selbstsucht und Genußgier, steht, offenbart ihre soziale Heilskraft. *Contraria contrariis curanda*. So hat es die Vorsehung immer mit der Menschheit gehalten, wenn sie ein Volk retten wollte. Als im späteren Mittelalter die Gegensätze zwischen reich und arm sich verschärften, erweckte Gott einen Franz von Assisi, der durch sein Beispiel die feindselige Spannung zwischen den Ständen überwand, indem er freiwillig die Armut wählte, die den andern unerträglich oder verächtlich schien. Vorgelebte Kreuzesliebe verfehlt nie ihren Einfluß auf das Herz der Armen und Bedrückten; nichts beschämt so sehr die eitle Liebe zu den Reichtümern und Genüssen dieser Welt. Ob nicht doch der Appell an den christlichen Opfergeist trotz allem auch bei den Arbeitern mehr wirken würde als das ewige Gerede von höheren Löhnen, Betriebsräten u. dgl.? Der Mensch lebt nicht vom Brote allein. Das Wort Gottes ergreift die Seelen. Bringen wir es den christlichen Arbeitern zum Bewußtsein, daß Gott ihnen in dem gewaltigen Geisteskampfe der Gegenwart die große Rolle zugebach hat, die Schutzmauer zu sein gegen den Ansturm des glaubensfeindlichen und kulturzerstörenden Sozialismus, namentlich gegen seine furchtbarste Form, den Bolschewismus. Das wird Geist und Herz des Arbeiters mehr erheben als die beständige Erörterung der Magenfrage, als die heidnische Lehre vom Klassenkampf, die nur Haß und Neid stiftet und die menschliche Gesellschaft in feindliche Lager auseinanderreißt. Voten des Friedens braucht unser armes, gequältes Volk, nicht Schürer der Zwietracht. Enttäuschung und Zurückweisung dürfen den Verkünder des Friedens nicht erschrecken oder entmutigen. Auch Christus hat nicht aufgehört, seine erhabenen Lehren immer wieder vorzutragen, obwohl seine Predigt oft auf den Unverstand, die Schwerfälligkeit und den Wankelmuth des Volkes stieß.

Die Zukunft liegt ungewiß und dunkel vor uns. Ob die Woge des Unheils von Osten her über uns hereinbrechen wird, wir wissen es nicht. Aber das eine wissen wir, daß wir alles aufbieten müssen, damit sie nicht durch unsere Schuld über uns komme. Daher ist es unsere Pflicht, allen Kleinmuth aus unserer Seele zu bannen, die schlaffen Hände zu stärken und die wankenden Knie zu festigen (Jf. 35, 3). Wenn wir feststehen und nicht zagen, dagegen tun, was in unsern Kräften steht, dann dürfen wir

¹ Fr. Paulsen, *System der Ethik* I (Stuttgart 1906) 161.

die feste Zuversicht hegen, daß unsere Arbeit nicht vergeblich ist im Herrn (1 Kor. 15, 58), und daß uns Gott nicht über unsere Kraft versuchen lassen wird (1 Kor. 10, 13). Alles Grübeln über die Zukunft ist unnütz, nur die Gegenwart steht uns zur Verfügung, aber die gute Benutzung der Gegenwart ist die beste und einzig mögliche Vorbereitung der Zukunft.

Am Vorabend der Völkerschlacht bei Leipzig, am 15. Oktober 1813, schrieb der Oberbefehlshaber der Verbündeten, Fürst Schwarzenberg, an seine Gattin:

„Die Lage ist einzig und die Entscheidung von unendlichen Folgen. Wenn ich zum Fenster hinaussehe und die zahllosen Wachfeuer zähle, die sich vor mir ausbreiten — wenn ich bedenke, daß mir gegenüber der größte Feldherr unserer Zeit, einer der größten aller Zeiten, ein wahrer Schlachtenkaiser, steht, dann ist es mir freilich, als seien meine Schultern zu schwach und müßten unterliegen unter der Riesenaufgabe, die auf ihnen lastet. Blicke ich aber zu den Sternen, so denke ich, daß der, welcher sie leitet, auch meine Bahn vorgezeichnet hat. Ist es sein Wille, daß die gerechte Sache siege, und dafür halte ich die unserige, so wird seine Weisheit mich erleuchten und seine Kraft mich stärken. Ist es der Wille der Vorsehung, daß sie unterliege, so ist mein persönliches Mißgeschick die geringste der traurigen Folgen. . . Im Falle des Gelingens, wie in dem des Mißlingens, habe ich im voraus meine Eigenliebe bekämpft, und nicht das Urtheil der Welt wird mich lohnen oder strafen. . . Nun denn, an Dich will ich denken, emporblicken gegen den Himmel, um seinen mächtigen Schutz zu erbitten, und dort wird mein Gebet das Deinige finden.“¹

Größer als die Aufgabe Schwarzenbergs einem Napoleon gegenüber sind die uns gestellten Aufgaben. Zahlreicher und mächtiger sind die Feinde, fast unübersteiglich türmen sich die Hindernisse von außen und von innen. Dennoch brauchten alle diese Schwierigkeiten ein Volk mit solcher Vergangenheit und solcher Leistungsfähigkeit nicht zu schrecken. Aber daß unsere Kräfte zerrüttet,erspaltet sind, daß wir im Bruderkampfe sie verzehren, das ist unsere schwere Schuld, die sich bitter an uns gerächt hat und noch immer rächt. Und doch könnte auch uns nach dem Dunkel der Gegenwart ein Tag der Auferstehung leuchten, wenn das deutsche Volk mit Ernst und Mut und Gottvertrauen sein Schicksal fest in die eigene Hand nähme.

¹ J. B. v. Weiß, Weltgeschichte³ XXII (Graz 1898) 626.